Früher

Früher
Es ist noch dunkel, als der Alarm losgeht. Das Jaulen der Sirenen heult durch die Baracken. Sie wecken uns immer vor Sonnenaufgang. Jetzt ist es Juli und eine echte Schinderei. Aber wahrscheinlich müssen wir auch im Winter nur unwesentlich später an die Arbeit. Sicher bin ich mir da nicht, denn eine Uhr habe ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Entweder wurden sie nach der Übernahme auch vernichtet, so wie unsere Computer und Mobiltelefone. Vielleicht hat aber auch niemand mehr wert darauf gelegt zu wissen, wie spät es ist. Macht ja auch keinen Unterschied.
Ich richte mich auch und schwinge die Beine über die Seite meines Bettes. Einer der Wächter geht durch die Reihen der Betten und scheint denen, die noch im Bett liegen, mit seiner Lampe ins Gesicht. Ich sehe den Lichtschein kommen und beginne mich zu waschen. Das Wasser in dem Eimer neben meinem Bett riecht bereits seit einigen Tagen unangenehm und zieht fettige Schlieren auf der Oberfläche. Wenn ich meine Hände eintauche, beginnen die Schlieren zu tanzen. Ich reibe mir mit nassen Händen durch das Gesicht, tauche die Hände noch einmal in das Wasser und verreibe es unter den Armen. Der Wächter hat mein Bett erreicht und leuchtet mich nur kurz von der Seite an. Erst wenn ich eines Tages nicht mehr alleine aufstehen kann, wird mir mehr Aufmerksamkeit zu Teil werden.
Ich stecke meine Schuhe in die Stiefel, schnüre sie fest zu und stehe auf. Am Fußende des Bettes stelle bleibe ich stehen. „Gut geschlafen?“ fragt mich Roland, der ebenfalls bereits Stellung am Fußende seines Bettes bezogen hat. Wie jeden Morgen antworte ich „Geht so“. Vielleicht werden das die einzigen Worte sein, die ich heute mit einem anderen Menschen wechseln werde. Viel haben wir uns nicht zu sagen.
Der Alarm verstummt und wir gehen los. Raus aus der Baracke und über den Hof, unter dem kalten Licht der Neonlampen vorbei an den anderen Stahlbetonbaracken. Dutzende weiterer Aufbewahrungslager für ihre Arbeitskräfte. Tausende Männer strömen auf den Hof. Niemand konnte mir je sagen, wo sie die Frauen und Kinder hingebracht haben. Ich bezweifle, dass irgendjemand mutig genug war, zu fragen.
Das Graffiti auf der vorletzten Baracke vor dem Tor bringt mich schon lange nicht mehr zum Schmunzeln. Aliens eunt domus. Ich würde gerne wissen, wer so lange seinen Humor behalten konnte. Ich habe seit den ersten verschwommenen Bildern, die im Fernsehen übertragen wurden, nicht mehr gelacht. Keiner der Science Fiction Filme, die ich früher geschaut habe, hatte Recht. Wir haben sie weder willkommen geheißen als Heilsbringer, noch bis aufs Blut bekämpft. Wir waren die Hasen vor der Schlange.
Wir durchschreiten unter den Augen der Wächter das Tor. Man sieht ihre Gesichter kaum hinter den Atemmasken. Regungslos starren sie auf uns herab. Wenige Reihen vor mir wird es unruhig im Tross. Ich sehe jemanden davonrennen. Finn. Wir haben ein paar Mal über unsere Leben früher geredet. Aber selbst das kann man schon als früher bezeichnen. Er rennt. Ich frage mich nicht mehr, wo hin sie flüchten wollen. Es gelingt sowieso niemandem, irgendwohin zu kommen. Einer der Wächter macht drei lange Schritte hinter Finn her, er ist bereits zwanzig Meter vom Tross entfernt. Der Wächter streckt seinen Arm aus und richtet seinen Zeigefinger auf Finn. Ich weiß nicht, ob die Bezeichnung korrekt ist. Es ist der dritte von acht gliederlosen, ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter langen Fingern an einer Hand. Aber der Mensch versucht immer Muster und Bekanntes wiederzuentdecken. Man sieht einen kurzen Blitz und die Luft riecht nach Ozon. Finn krümmt sich bereits auf dem Boden. Zwei der Wächter tragen ihn, an den Armen und Beinen haltend, davon. Man wird ihn heute nicht mehr sehen, und vielleicht auch nicht morgen. Aber spätestens übermorgen wird er wieder im Tross stehen und mit uns gehen. Und rennen wird er ganz sicher nicht noch einmal. Niemand rennt ein zweites Mal. Wir marschieren weiter. Es beginnt zu dämmern.
Wie jeden Tag führt der Weg uns durch die Reste der Vorstadt. Kein Krieg, keine Bombe, die Zeit und die Natur alleine haben hier gewirkt. Früher haben wir auf diesem Teil der Strecke noch manchmal geweint. Heute erinnern uns die verkommenen Straßenzüge nicht mehr an ein zu Hause. In meinem Augenwinkel bewegt sich etwas und ich drehe ruckartig den Kopf. Da! Eine Ratte! Sie huscht durch ein zerschlagenes Kellerfenster in eine der Hausruinen. Mein Magen krampft sich schmerzhaft zusammen. Hunderte hungriger

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Früher

Augen schauen ihr hinterher. Doch heute siegt bei allen die Furcht vor dem Rennen.
Bevor wir in die Grube steigen reicht uns einer von ihnen unser Werkzeug. Spitzhacken, Schaufeln, Eimer. Wir werden sie abends wieder abgeben. Das ist wie mit dem Rennen, niemand versucht zweimal sein Werkzeug herauszuschmuggeln oder zu etwas anderem als dem Abbau des Gesteins zu benutzen. Die meisten versuchen es nie. In der Grube machen wir uns an die Arbeit. Wir hacken und graben. Wie jeden Tag transportieren sie alles ab. Was sie damit machen, wonach sie suchen, auch das hat noch niemand laut gefragt.
Die Sonne steht bereits hoch am Himmel und brennt auf uns herab, als die Wächter die Schüsseln austeilen. Kurz können wir uns setzen und essen. Einer der Wächter reicht mir eine Schüssel und geht zum weiter. Die kalten Schüsseln mit Brei kühlen meine Hände. Ich genieße die Kühle erst einige Zeit, bis ich zu Essen beginne. Ich nehme den Löffel in die Hand und tauche ihn in den Brei, als er gegen etwas stößt. Ich schaue mich um. Niemand schaut in meine Richtung. Ich beginne zu essen und nach einigen Löffeln voll Brei, sehe ich wogegen der Löffel gestoßen ist. Eine Gabel! Sie muss in den Brei gefallen sein bevor das Essen ausgegeben wurde. Mein Herz schlägt laut. Ich habe Angst, dass sie es hören können. Es würde mich nicht wundern. Ich darf jetzt keinen Fehler machen. Vorsichtig nehme ich die Gabel in meine Hand und schaue mich noch einmal um. Immer noch bin ich unbeobachtet. Ich versuche mir nichts anmerken zu lassen und führe ich meine Hand an den Stiefel. Ich versuche die Gabel in den Stiefel zu stecken und es aussehen zu lassen, als würde ich mich kratzen. Meine Stirn und meine Handfläche werden feucht. Mein Magen kribbelt. Ich fühle mich so lebendig wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Ein Schnarren hinter mir und ich fahre herum. Einer der Wächter steht vor mir und streckt seine Hand aus. Ich bin wie in der Bewegung festgefroren, meine rechte Hand im Stiefel und die Schüssel in meiner linken Hand. Er schnarrt noch einmal und streckt seine Hand auffordernd noch weiter in meine Richtung. Ich ziehe meine Hand aus dem Stiefel, richte mich auf und gebe ihm die Schüssel. Er blickt hinein. Der Löffel liegt in den Resten meines Breis. Der Wächter sieht mich kurz an und geht weiter.
Kurz bevor es dunkel wird machen wir uns auf den Weg zurück zu den Baracken. Unsere Ankunft wird wieder nur von den Neonlampen begrüßt. Auf dem Rückweg versucht niemand zu rennen. Ich setze mich auf mein Bett und ziehe die Stiefel aus. Ich tauche meine Hände in den Eimer neben meinem Bett. Das Wasser wurde auch heute nicht gewechselt. Mein Magen brennt vor Hunger. Ich hoffe sie ist es wert. Ich streife meine Stiefel aus und fühle, ob sie noch da ist. Ich lege mich hin und warte. Als das Licht ausgeht zähle ich bis hundert. Dann zähle ich noch einmal bis hundert und zur Sicherheit ein drittes Mal. Ich bin mir nun sicher, dass alle anderen bereits schlafen. Erst dann wage ich es meine Hand auszustrecken und die Gabel aus dem Stiefel zu nehmen. Da ich nicht weiß wohin mit ihr, halte ich sie in meiner Hand. Die Kühle des Metalls fühlt sich gut an auf meinen heißen, rauen Handflächen. Ich weiß noch nicht, was ich mit ihr tun werde, aber ich weiß, dass ich nur einen Versuch habe. Heute Nacht werde ich gut schlafen.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de